Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 18 (1950-1951)
Heft: 1

Artikel: Das Hymnenbuch Notkerns
Autor: Karrer, Otto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758831

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DAS HYMNENBUCH NOTKERS

Von Otto Karrer

Selten vermag eine so umfangreiche literarische Monographie dem Freunde der Dichtung so viel geistigen Gewinn und Genuß zu bereiten wie das Notkerwerk des Basler Historikers und Latinisten Wolfram *von den Steinen*[1]. Es gilt dem ältesten Schweizer Dichter, der als Hymnendichter in die Geschichte eingegangen ist. Sein Werk für heutige, auch mit dem lateinischen Urtext unvertraute Leser zu erschließen, erforderte eine jahrelange hingebende Vorbereitung. Die Mühe hat sich gelohnt. Die von Geist und Schönheit leuchtende Darbietung, im Darstellungsband wie im Editionsband, ist geeignet, das Andenken des St.-Galler Mönchs zu neuem, verdientem Glanze zu erwecken.

Die Historiker der Karolingerzeit kennen das umfangreiche Prosawerk Notkers, die «Gesta Caroli», zu deren Niederschrift ihn Karl der Dicke persönlich ermuntert hatte, als er bei einem Besuch St. Gallens im Jahre 883 sich an dem Erzählertalent Notkers ergötzte. Die Hagiographen wissen von seiner (nur fragmentarisch erhaltenen) «Vita S. Galli», diesem «hervorragenden Denkmal der Frühzeit» (Galland in Bibl. Patrum), bemerkenswert unter anderm durch die antike Art, mit welcher der Verfasser, sich in die Situation versetzend, die berühmte, in ihrem Wortlaut verschollene «Galluspredigt von Konstanz» aus den Andeutungen seiner Vorgänger, der Biographen Wettin und Walafrid, zu einer großen Schau des göttlichen Heilsplans für die Menschheit rekonstruierte (s. W. E. Willwoll, Zeitschr. f. Schw. Kirchengeschichte 1941). Die edelste Schöpfung jedoch des St.-Gallers, seine Sequenzendichtung, die für Generationen von Dichtern bestimmend wurde, vermengte sich in der Ueberlieferung durch den liturgischen Gebrauch der Nachfahren dermaßen mit den Nachahmungen der Schüler, daß das Gesicht des Meisters nicht mehr von jenen zu unterscheiden war. Eben damit drängte sich dem Spürsinn des Forschers die vorbereitende Aufgabe der Quellenscheidung auf, und es wurde zu einem Glanzstück geistiger Einfühlung und sprachlichen Unterscheidungsvermögens, wie der Herausgeber an einigen quellenmäßig gesicherten Notker-Hymnen den Maßstab zur Unterscheidung von echt und unecht fand und sich von da aus den Weg durch widersprechende Zuweisungen zu seinem Geistesfreunde freilegte.

Die kulturgeschichtliche Umwelt, in der wir den Dichter zu denken haben, ist mit der Kenntnis des Historikers, und was mehr ist, mit jener liebevollen Nachempfindung gezeichnet, die allein des Schauens fähig ist — denn nur «durch Liebe erkennen wir», sagt Meister Eckhart —, um dem Leser über die Schranken veränderter Kulturepochen hinweg die geistige Welt eines karolingischen Benediktinerklosters und das Seelenleben des Dichters, wie es sich in seinem Schrifttum spiegelt, nahezubringen. Erst ein Jahrhundert nach den irischen Einsiedlern Columban und Gallus hatte ihre Gründung an der Steinach, dank der Verbindung mit den Söhnen Benedikts auf der benachbarten Reichenau, den Anlauf zu der planmäßigen Bildungsarbeit nehmen können, durch die dann das St.-Galler Kloster in kurzer Zeit zu einer der größten und einflußreichsten Kulturstätten des Abendlandes wurde. Römische Klassizität und christlicher Glaube machten sich nach der Idee der karolingischen Pioniere, eines Alkuin, Theodulf, Einhart, Paulus Diaconus

[1] «Notker, der Dichter und seine geistige Welt». I. Darstellungsband, 640 S., II. Editionsband, 227 S. und Bildanhang. Verlag A. Francke, Bern.

und Paulin von Aquileja ans Werk, um die noch ungebändigte Volkskraft der Germanenstämme, ihren Geister- und Schicksalsglauben, für die erhabene Anschauung des Mysteriums empfänglich zu machen, das in der Dimension des Glaubens in Christus, dem menschgewordenen Sohne Gottes, zur Menschenseele sprach und mit der Gewißheit des ewigen Sinnes der Welt die Hingabe an das kommenwollende Gottesreich und zugleich die tiefste Begründung des neuen göttlichen Lebenszieles brachte. Man spürt den beherrschenden Leitgedanken schon in dem unbeholfenen Gestammel des Pirminischen Volksunterrichtes im «Scarapsus», um so mehr in dem Entwurf jener Galluspredigt in der Notkerschen Fassung. Aber welch ein Aufstieg in der kurzen Spanne eines Jahrhunderts von den primitiven karolingischen Tauf- und Bußkatechesen bis zur geistigen Höhe der liturgischen Hymnen, die zu Notkers Zeit, das ist um 900, zwischen den Bildungsstätten von Reims und Auxerre, Corvey, Fulda, Reichenau und St. Gallen ausgetauscht wurden und die Teilnehmer, Chor und Gemeinde, weit unmittelbarer, reiner und nachhaltiger als alle theologischen Erörterungen für den Geist der Anbetung und für die Bildung des Herzens disponierten. Denn *die* Weisheit war den damaligen Erziehern noch selbstverständlich, daß der Mensch nur in der metaphysischen Verwurzelung, im inneren Einvernehmen mit dem geistigen Grunde der Welt, «aus Glauben», wie es die Schrift nennt, zur Erfüllung seines Wesens und zur schöpferischen Lebensgestaltung als Glied der Gemeinschaft kommt.

Das äußere Leben Notkers (840—912) verlief in größter Einfachheit. Vermutlich stammt er aus Jonschwil, wenige Stunden von seiner späteren Wahlheimat entfernt — soweit bei dem frühen Eintritt in die Klosterschule und dem anschließenden Mönchsberuf von einer «Wahl» gesprochen werden kann. Daß aber dann die klösterliche Gemeinschaft ihm tatsächlich zur seelischen Heimat, das Grundgesetz des «Ora et labora» zum geliebten Lebensinhalt wurde, verraten seine Schriften überall, am allermeisten die lyrischen Schöpfungen seines Herzens. Es genüge, die schöne und für das intime Erleben, auch für die Heimatliebe des Mönches aufschlußreiche Hymne auf den hl. Gallus anzuführen:

«Geliebter du, Gallus, bei dem ewigen Gotte,
bei den Menschen und bei den Engelsscharen,
weil du im Gehorsam gegen Jesu Christi steilen Rat
die Güter des Vaters, die Hege der Mutter,
sorgende Gattin und spielenden Sprößling
verschmäht hast, um arm dem armen Herrn zu folgen,
statt leichter Sinnesfreuden das Kreuz zu erküren.
Aber Christus wägt dies mit hundertfachem Preise auf,
wie der heutige Tag bezeugt,
indem er uns alle als Söhne frommen Herzens dir untertan macht
und das freundliche Schwaben dir, Gallus, zur Heimat schenkte[2],
ja, dich als Richter im Himmel,
mit dem Chor der Apostel vereinigt, thronen ließ.
Dich bitten wir jetzt in Demut,
daß du Jesum Christum, Gallus, um Huld für uns angehest,
die Stätte deines Leibes mit Seinem Frieden erfüllest,
auch die oftmals flehentlich dir Gebeugten hebest[3],

[2] Man muß sich erinnern, daß die spätere Schweiz damals noch zum Herzogtum Schwaben gehörte. Vom Gotthard nach Norden bis zum mittleren Neckar, mit dem Bodensee etwa in der Mitte, dehnte sich «Schwaben», westlich davon Burgund aus.

[3] «Ac tuos supplices crebra prece subleves.» Von den Steinen übersetzt: «Auch deine Demütigen durch häufige Fürbitte hebest.» An sich möglich, aber sprachlich und gedanklich unwahrscheinlich.

daß wir die schuldige Ehrerweisung dir immer
freudig leisten dürfen, Gallus, du Gottgeweihter.»

Von seiner Vertrautheit mit der Natur gibt der Dichter ein im geistlichen Mittelalter nicht gewöhnliches Zeugnis. Wir vergessen nicht, wenn wir dies sagen, das «Wessobrunner Gebet, das schon in der Frühzeit altdeutscher Sprachentwicklung bei der Wiedergabe der Schöpfungsgeschichte den Blick auf die Landschaft um den Ammersee gerichtet hält:

«Dies erfuhr ich als das wundersamste unter den Menschen:
da Land nicht war, noch hoher Himmel noch irgendein Baum noch Berg,
noch Sonne schien oder Sterne, noch Mond leuchtete noch der herrliche See,
da nirgend noch waren Enden noch Wenden,
da war doch der Eine, allmächtige Gott.»

Es ließe sich auch Walafrieds Lobgesang der Natur erwähnen, wäre er nicht bloß Umschreibung des Psalmes der babylonischen Jünglinge. Anders ist es bei Notker; wenn er in seiner lateinischen «Vatersprache» den Preis der Natur in die Osterhymne aufnimmt, spüren wir mehr als die Nachwirkung biblisch-patristischer Vorbilder; offensichtlich kommt es aus eigenster religiöser Inspiration, wenn der Dichter mit seinen Brüdern die Verbundenheit aller Wesen in dem geheimnisvollen Grunde der Welt und mehr, die Einheit der Glieder Christi mit dem göttlichen Urbild, dem auferstandenen Herrn, zum Ausdruck bringt:

«Jetzt leuchtet der Tag, den der Herr gemacht hat,
den Tod zerstörend und seinen Freunden lebend als der Sieger erscheinend . . .
Darum grüßen jetzt den erstandenen Christus alle Wesen froh:
Blume, Samenkorn neuauflebend sprießen, grünen — der Vogelschwarm
(weher Frost ist ja gewichen) jubelt süß.
Heller leuchten nun Mond und Sonne, erst trübe bei Christi Tod,
und die Erde blüht: dem erstehenden Christus dankt sie, die eben müd,
weil er tot war, bebend zu vergehen gedroht.
Also lasset heute uns frohlocken, denn uns hat den Lebensweg
erstehend Jesus erschlossen.
Sterne, Erde, Meere mögen strahlen und all der Geisterchor
im Himmel Freudengrüße bieten
dem Jubelreichen[4].»

Ueberflüssig zu sagen, wieviel das Seelenleben des Dichters bei alldem der kirchlichen Liturgie, besonders den Psalmen, zu danken hatte, welche die Mönche täglich im Chore sangen. Dadurch verschmolz ihm das Naturerlebnis von selbst mit der religiösen Grundempfindung zur Freude am Gotteslob. Die Liturgie hat zuerst zum Herzen des Dichters gesprochen und es zum «Stammeln» des Unsagbaren gedrängt — auch das erhabenste Wort ist wahrlich nur Stammeln vor dem, was einen so Tiefempfindenden bewegt. Mit den Bildern des Alten und Neuen Testamentes beladen, sprach die Liturgie zur Seele des Jünglings in einer Weise, die seinem inneren Wesen kongenial war: sie sprach zum Dichter in Bildern und Gleichnissen, und der unverbildete Kindesmensch versteht sie gleich wie die «wissende Unwissenheit»: Kindlichkeit ist eins mit tiefster Geistigkeit. Die Sprache der Vernunft bedient sich des begrifflichen Wortes, die Sprache der Seele ist das

[4] Lateinisch «tonanti», vom Herausgeber übersetzt: «dem Donnerer». Wenn nicht als «Verbesserungen», so wenigstens als nützliche Variationen schienen uns einige Abweichungen von der Uebersetzung von den Steinens angebracht.

Bild. Was der Herausgeber von Notkers Pfingsthymne im Vergleich mit derjenigen des Rabanus sagt, gilt überhaupt von seinem Schauen und Dichten: Es gibt zwei verschiedene Arten des Sinnens und Gestaltens; wo der eine Namen zu Namen häuft, fügt Notker Bild zu Bild — er «sieht», wo der andere «denkt»; er will geistig schauen, möglichst unmittelbar. Und wenn der eine vor dem streng Gegebenen im bloßen Gegenüber verharrt und sagt: Gott kommt zum Menschen, der Himmel neigt sich zur Erde — empfindet Notker im selben den verborgenen Hinweis auf ein «Innesein», und dessen «inne-zu-werden» ist seine Begnadung — «nicht indem er das Objektive subjektiviert, sondern indem das Subjektive in einem hohen und doch erreichbaren Sein erlischt». Gott hat sich deshalb als Mensch unter Menschen gezeigt, «damit auch wir im menschlichen Leben ein Göttliches zu verleiben streben» (v. d. St.). Gerade die sakramentale Begehung, die Feier der Liturgie, ist für Notker der immerwährende Anruf, des Wunders teilhaft zu werden — nicht ohne Hingabe des Willens, vielmehr des ganzen Selbst.

So wölbt sich der Himmel des Glaubens über dem irdischen Leben des Dichters, und es ist bei aller äußeren Einfachheit ein reiches, tiefes Leben geworden. Die Bibel steht nicht nur «im Hintergrunde» der Liturgie, seines täglichen «Werkes», sie wird darin zu lebendiger Gegenwart. Richtungweisend hatte es der große Karl den Verkündern mitgeben lassen, die Bilder der Bibel seien «Unterweisung für den Alltag, Verklärung des irdischen und Belehrung über das unsterbliche Leben» (Libri Carolini II. 30). Für die formale Schulung des Geistes hingegen galt Alkuins Spruch: «Waffen haben auch andere Völker, es gibt eine Eloquenz, und diese stand den Beherrschern des Römerreiches zur Verfügung» (Var. IX. 21). Nicht umsonst sprach man von der Wiedergeburt des Humanismus durch die karolingischen Klosterschulen. Doch darf man nicht gerade an Hochschulen im heutigen Sinne denken: die Formen des Lebens waren noch unkompliziert, auch die höhere Bildung trug noch die Merkmale jenes bescheidenen Maßes, welches auch die wenigen Ueberragenden, einen Alkuin, Beda, Rabanus und Notker nach Augustins Wort «nach Art der Mutter zum Kinde herabsteigen» ließ. Während man eine geordnete Wirtschaft auf der Grundlage der Selbstversorgung organisierte, strebte man durch antike Bildung, jetzt in christlicher Beseelung, eine Erziehungsarbeit an Geist und Willen zu leisten. Deshalb vor allem lernte und lehrte man Latein und Rhetorik, auch etwas Welt- und Himmelskunde, allgemeine und Kirchengeschichte; man hob die Bausteine aus vergangenen Jahrhunderten aus und trug sie in die Fundamente des neuen Baues. Man konnte noch nicht an Werke hoher Gelehrsamkeit denken, nur Ueberliefertes ordnen und der gegebenen Stufe anzupassen suchen. Das Wissen sollte dem praktischen Leben dienen, das Hirn blieb im Leibe; und weil die praktische Formung des Menschen das Gleichmaß von Geistes- und Herzensbildung voraussetzt, war religiöse Bildung das A und O. Der «reine Gottesdienst», die Erziehung im Geiste der Gottesverehrung war der Inbegriff aller menschlichen Bildung. Man kann wohl heute, nach den Erfahrungen der Jahrhunderte und nach den Experimenten vieler gescheiten Systeme, der Weisheit der Mönche nicht das ehrliche Lob versagen — und die pietätvolle Anerkennung ihrer hingebenden, für viele Generationen entscheidenden Kulturarbeit ließe sich nicht leicht mit größerer menschlicher Wärme oder mit feinerem Sinn für überzeitliche Werte sagen, als sie von den Steinen in seinem Notker-Buche gefunden hat.

Ueber das eigene Kloster und seine nähere Umwelt ist der Dichter zeitlebens selten hinausgekommen. Die größte Reise seines Lebens führte ihn einmal ins Allgäu, das andere Mal in entgegengesetzter Richtung bis nach Zürich. Auch mit großen Verantwortungen, sei es im Kreise der Brüder, sei es gar für die Geschäfte der Politik wie bei so manchen großen Mönchsgestalten des Mittelalters, war Notker nie beladen. Er verdankte es wohl der ausgeprägten Liebe zur Muse, die

ihn schon früh zum Dichter prädestinierte, und ebenso seiner schwachen Leibeskonstitution. «Notker, der Dichter» heißt er mit seinem wahren Beinamen, zur Unterscheidung von zwei andern St.-Galler Mönchen. Ob seine (angebliche) Selbstcharakterisierung «der Stammler» wirklich auf ein Sprachgebrechen deutet oder ironisch gemeint ist, aus dem demütigen Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit gegenüber dem Großen, das ihn bedrängte? Der Herausgeber schweigt darüber. Bei näherem Zusehen will Notker weder das eine noch das andere sagen. Als alter Mann hatte er an Bischof Ruodbert von Metz auf dessen Wunsch ein paar Gedichte zur Stefanus-Legende gesandt, und an deren Schluß heißt es in einer persönlichen Notiz: «Aeger et balbus vitiisque plenus ... Notker indignus cecini» (Mon. Germ. Poetae IV. 339) — «krank, stammelnd und voll Gebrechen hab ich's gedichtet.» So ist der Dichter zu seinem Uebernamen gekommen — durch ein späteres Mißverständnis! Der Greis klagt über seine Altersgebrechen, das ist alles. Mit dem gleichen Recht hätte er «der Blinde» heißen können, weil er um dieselbe Zeit auch schrieb, er sei «durch Krankheit und Alter schon edentulus, caeculus et tremulus» geworden, das heißt mit Zahnlücken, halb blind und zitterig.

Aus den Quellen läßt sich nicht mehr deutlich erkennen, ob Notker wie die meisten seiner Brüder sich als Magister mit den mehr oder weniger braven Zöglingen der Klosterschule herumzuschlagen hatte. Aber alle kannten und liebten ihn: empfingen sie doch bei mancher Gelegenheit die köstlichen Gaben seines Geistes, und wenn sie zu seinem Lobe von ihm sagten «Der immer Gleiche und immer Neue», so galt es der ausgeglichenen Reife eines Menschen, der als Poet sein tiefstes Erleben, sein Geheimnis, immer neu und schöner zu gestalten wußte.

Was ist dieses «immer Gleiche und immer Neue» in seiner Dichtung? Der Interpret hat es zweifellos richtig gesehen. Es gibt in den Notkerschen Dichtungen ein beherrschendes Leitmotiv, und dies in einem Maße, daß es dem Quellenforscher geradezu als Grundprinzip und Unterscheidungszeichen der Echtheit dienen konnte. Seine Hymnen bewegen sich um das Geheimnis der Nähe und Gegenwart Gottes zur Welt, seines geschichtlich-überzeitlichen Kommens zum Menschen und dementsprechend um das menschliche Neuwerden und Reifen zu Gott. Die geschichtlichen Einzelzüge des Lebens Jesu sind in den Hymnen wie umgebende Medaillons um die eine Ikone seines ehrfürchtigen Sinnens und Betens geordnet.

Weder für seufzende Selbstanklagen noch für mystischen Ueberschwang ist Raum in der Dichtung Notkers, weder persönliche Erlebnisse werden preisgegeben noch lyrische Ichgedichte gesungen. Der Blick geht in kosmische Weite. Es ist der Geist der Liturgie. Das «Fleisch» des Wortes ist aus Bibel- und Kirchenvätertexten gewachsen: denn diese waren damals noch die Lehrmeister der Gottesweisheit, wie die Klassiker der Antike als Vorbilder des natürlich Schönen galten. Woher aber die Kunstform der Notkerschen Sequenz, der neuen, mit ihm zur Geltung gelangten «Hymne» zum Unterschied von dem klassischen Ebenmaß des ambrosianischen «Hymnus»? Der äußere Anlaß ist im Widmungsbriefe erwähnt: Man empfand damals das Bedürfnis, den Alleluja-Melodien in der Vormesse einen rhythmischen Text zu unterlegen, zur leichteren Einübung der Neumen durch den Sängerchor. Bereits waren Mönche aus Jumièges mit einem Versuch vorangegangen, der freilich «bitter für den Geschmack» des Künstlers Notker war. Das strenge Kunstmaß der überlieferten Strophen kam für die schwebenden, in freier Bewegung fließenden Alleluja-Töne nicht in Betracht; eine gelöstere, der gehobenen Umgangssprache verwandte Gestaltung drängte sich auf. Und der innere Rhythmus der Empfindung, von dem Fluß des Gedankens selbst und in Nachempfindung des Tongefüges bestimmt, ergab die neue Gestalt, die motivisch im Geiste des Gotteslobes die Festgedanken des Kirchenjahres in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit benutzen konnte, um sie in ihrem tieferen Sinne leuchten zu machen: als Variationen des einen

Grundmotives «Gott zum Menschen — der Mensch zu Gott». Herrscht im klassischen Hymnus der formale Ordnungssinn des Römers, so läßt die Sequenz wieder volle Freiheit für jenen Hauch des Geistes, der die Psalmensänger und Hymnendichter der ersten Christenheit inspirierte.

Christus selbst hat nach dem Bericht der Evangelisten seine innere Bewegung öfter in hymnenartiger Sprache ausgedrückt, so bei dem Lobpreis zum Vater bei Mt 11 und in johanneischen Redestücken vom letzten Abend. Und wenn wir auch nicht die Ansicht des Herausgebers (90 f.) teilen, der «Hymnus» nach dem Abendmahle sei ein persönlicher, vom Augenblick eingegebener Jubel des Herrn gewesen — es heißt ja: «*Sie* sangen den Hymnus», nämlich das Psalmen-Hallel der vorgeschriebenen Passahliturgie (s. Strack-Billerbeck zur Stelle) —, so bekräftigt doch eine Reihe von neutestamentlichen Versen die Beliebtheit des rhythmisch gehobenen Gotteslobes im Kreise der Jünger. Vor allem ließe sich auf den Prolog des Johannesevangeliums verweisen, der nach neueren Erkenntnissen ein Logoshymnus mit Zwischenerklärungen ist; dazu kommen hymnische Stellen bei Paulus, die wohl schon dem liturgischen Brauchtum entstammen.

Die Wiederaufnahme des freieren rhythmischen Stiles hat trotz schwacher Ansätze in der unmittelbar vorausgehenden Generation kein Vorbild in den Jahrhunderten seit Ambrosius. Diese geschichtliche Feststellung des Herausgebers ist sicher richtig — und ruft doch einer Ergänzung. Denn die griechische Kirche hatte die Psalmodien der Frühzeit nicht nur ununterbrochen fortgeführt, sondern unterdessen auch eine erstaunliche Fülle von herrlichen Hymnen hervorgebracht, deren geistige und formale Verwandtschaft mit Notkers Sequenzen schon wiederholt bemerkt wurden und mehr als ein zufälliges Zusammentreffen, nämlich einen geschichtlichen Einfluß auf Notkers Dichtung vermuten läßt. Wenn der Herausgeber gewisse Andeutungen in dieser Hinsicht nicht weiter vertieft hat, so sind wir weit entfernt es zu tadeln, doch legt sich eine gewisse Ergänzung nahe — die nähere Durchführung würde eine eigene Schrift benötigen. Von den Steinen weiß, daß man in der Karolingerzeit «die Kirchenväter durchforschte und auf alles achtete, was man von den Bräuchen der byzantinischen Kirche erfuhr» (I. 126). Ein interessanter, wenn auch nicht weiter ausgenutzter Hinweis liegt in der Notiz eines Notker-Briefes, worin er die Grüße der im St.-Galler Kloster mitstudierenden «ellenici fratres» übermittelt (I. 35): Wie anderswo in westlichen Klöstern, hatten auch in St. Gallen byzantinische Brüder gastliche Aufnahme gefunden. Ein verhältnismäßig reger Austausch zwischen Osten und Westen, wenn auch mit Schwankungen, ist durch alle Jahrhunderte bis zur Kirchenspaltung und sporadisch noch später zu erkennen. Der Osten war geistig der schöpferisch gebende Teil, und gerade im 9. Jahrhundert konnten sich die Byzantiner der westlichen Schwester kulturell überlegen fühlen. Auf dem Gebiete der Architektur und Malerei sind die östlichen Einflüsse in der Karolingerzeit bekannt, und selbst der Bilderstreit des Ostens warf seine Wellen bis an den fränkischen Hof. Bis ins 8. Jahrhundert waren Päpste griechischer oder syrischer Herkunft nicht selten. Sieben unmittelbare Vorgänger Gregors II. waren Orientalen, dann folgte 731 wieder ein Syrer, und 741 ein Grieche, Zacharias, der letzte in der Reihe. In Unteritalien konnte sich die griechische Liturgie stellenweise bis heute erhalten. Kenner wie Norden in seiner «Kunstprosa» haben für die patristische Epoche, Le Clerc in seiner «Histoire lit. de la France» für das 14. Jahrhundert, W. Christ-Paranikas in seiner «Anthologia graeca carminum christianorum» für die dazwischenliegenden Zeiten auf die empfangende Rolle der Lateiner hingewiesen. Die Verwandtschaft der östlichen Hymnen mit der Kunstrichtung Notkers und seiner Schüler ist in geistiger wie formaler Hinsicht so groß, daß es sich nahelegt, an einen tatsächlichen geschichtlichen Einfluß zu denken. Einen solchen nimmt auch G. Schnürer an (Kirche und

Kultur im MA. I. 88). Vielsagend ist schon die Entlehnung der Kunstbezeichnungen, wie schon früher für die «Antiphonen», so jetzt für die «Tropen» (griechisch «Troparien») und «Sequenzen» (Uebersetzung des griechischen «Akoluthien»). Daß auch die Orgelmusik und das Oktavprinzip der Tonleiter von Byzanz herstammen, sei nur zur Ergänzung bemerkt. Merkwürdig aber ist, daß gerade damals, unter dem Einfluß des Klosters Studion bei Byzanz und des Patriarchen Photius, die sakrale Dichtung der Oestlichen in Rückkehr von dem freien psalmodischen Rhythmus zur antiken Strenge begriffen war und sogar den größten religiösen Hymnendichter, Romanos den Meloden, durch «Canones» des strengeren Stiles ersetzte (s. Krumbacher, Geschichte der byz. Literatur ²686). Man wird insofern geradezu von einem Ausgang der griechischen Hymnenkunst vom Osten nach dem Westen sprechen dürfen.

Das bedeutsamste Zeichen der Herkunft aber scheint mir in der ideellen Gemeinsamkeit des Leitmotivs zu liegen. Die östlichen Sänger umkreisen das gleiche Mysterium, von welchem Notkers Dichtung lebt. Sie schauen das ewige Wunder, das sich begibt, indem der Himmel sich zur Erde neigt, die Erde dem Himmel anzugleichen. Christus der Menschgewordene ist der geschichtliche Ort des «heiligen Tausches», dessen Ziel die Verklärung des Kosmos, des Menschenlebens und aller Dinge ist, anhebend schon hier und sich vollendend in der eschatologischen Hoffnung. Es lohnt sich, in die liturgischen Hymnen der byzantinischen Dichter einzudringen und sie mit Notkers Schöpfungen zu vergleichen: jene sind durch K. Kirchhoff in feinsinniger Nachdichtung auch weiteren Kreisen zugänglich geworden.[5]

[5] «Die Ostkirche betet» (J. Hegner, Leipzig) und «Osterjubel der Ostkirche» (Regensberg/Münster).